

Die Warthe West

Nr. 15

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

An der Warthe.

Erzählung von Carl Russe.

Wenn man dem Laufe der Warthe folgt, kommt man einige Meilen vor ihrem Eintritt ins märkische Gebiet an einen Punkt, wo sich ein Nebenarm, die sogenannte tote Warthe, von ihr abzweigt, um sich nach einem weiten Bogen mit dem Hauptstrom wieder zu vereinigen. Nirgends ist die Warthe breiter und die Strömung reizender als hier nach dieser Nevereinigung. Mächtig braust der Fluß im Frühjahr über seine Ufer, überschwenmt Wiesen und Felder, steigt hinan bis zu den Wohnungen der Menschen und vertreibt sie aus ihren Häusern. Selbst das Städtlein, das zwei Meilen westlich davon liegt, kann sich des Hochwassers dann nicht erwehren, und bis in die neueste Zeit geschieht es, daß die Bürger flüchten müssen. Vor sechzig Jahren wurde, wenn der Schnee schmolz, in den Kirchen Sonntag für Sonntag gebetet, daß der Herr ein böses Frühjahr gnädig abwenden möge, und die Väter erzählten ihren Söhnen, wie sie oft in Rähnen durch den niedriger gelegenen Teil der Stadt fahren mußten. Es war eine schwere Zeit, und in den Kellern verdarb viel, was treuer Fleiß mühsam aufgespeichert. Der Gefahr in viel höherem Grade ausgesetzt war aber ein Dorf, welches gleich am Einfluß der toten Warthe in den eigentlichen Hauptstrom lag, also gute zwei Meilen von der Stadt entfernt. Die Ufer auf der einen Seite waren niedrig, und gleich hinter den Wiesen erhoben sich hier die dürftigen Hütten. Auf der anderen Seite jedoch wurde das Land hügelig, und steil zum Flusse selbst abfallend, reckte sich der sogenannte Mäuserberg empor, auf dem allerlei Kräuter wucherten, das Rabengold in der Sonne glitzerte und nach dem Glauben der Dörfler in dunkeln Nächten die Hexen der ganzen Provinz zusammenkamen. Deshalb mieden fromme Christen den Berg, und nur ein alter Schäfer hatte seine Lehnhütte ganz in der Nähe gebaut. Der alte Schäfer war denn auch bald gestorben, und die Hütte, die niemand beziehen wollte, stand leer. Da war Anfang der vierziger Jahre ein Weib bei dem Schulzen erschienen, hatte um ein geringes das einsame Häuschen erstanden, ihren Namen genannt und zum Staunen der Gemeinde das Anwesen auch bezogen. Wenn Lucek Wyrimba, der Fährmann, vor seiner Haustür stand und über den Fluß schaute, sah er oft den Rauch aus dem Schornstein steigen, und machte er seine Frau, die den Buben an der Brust trug, darauf aufmerksam, so sagte sie wohl: „was weiter, Lucek — ent-

weder sie ist eine Hexe, oder der Teufel dreht ihr das Genick in der nächsten Zeit um. Du weißt das nicht so, denn Du kennst den Berg nicht, aber ich bin hier groß geworden, und die Mutter hat mir davon gesprochen, als ich noch an ihrer Brust lag wie bei mir jetzt der Bogdan.“

Eines Abends — der Fährmann sah vor der Tür und rauchte die Pfeife — drang ein Ruf von drüben an sein Ohr. Als er aufschaute, sah er auf dem Gipfel des Mäuserberges, scharf silhouettiert gegen den leuchtenden Abendhimmel, eine Frauensperson, die den Arm hob. Dann kam sie rasch den Berg hinunter. Sie wollte fraglos übergesetzt werden.

Lucek Wyrimba machte sich gemächlich auf den Weg, bestieg sein schmales Boot und ruderte hinüber. Er mußte in der Mitte tapfer gegen die starke Strömung ringen, aber das war ihm seit Jahren etwas Gewohntes. Wer vom Dorfe nach der Stadt wollte und Eile hatte, ließ sich gegen wenige Heller über den Fluß fahren und benutzte den Fußpfad, der am Mäuserberg vorbei immer am Ufer entlang nach der Stadt führte. Und da niemand im Dorfe sonst einen Stuhl hatte, mußte man sich wohl oder übel an ihn wenden, wenn man es nicht vorzog, die breite Chaussee zu benutzen, die durchs Dorf führte, aber einen tüchtigen Umweg machte.

Als das Boot drüben anlegte, hatte die Frauensperson schon einige Minuten gewartet. Sie hatte den näherkommenden Fährmann mit sonderlichen Blicken angestarrt und sich dann mit jähem Ruck das rote Kopftuch tiefer ins Gesicht gezogen. „Nuhig, Lowi,“ wandte sie sich darauf an ihren Hund, der zu knurren begann und streichelte ihn. Es war ein häßlicher Pudel, ein altes Tier, das mit feindseligen Blicken den Kahn erwartete. „Will hinüber,“ sagte die Frau mit tiefer Stimme und stieg, fast ohne anzusehen, in das Boot. Der Pudel sprang ihr nach und fanerte sich neben sie.

„Geht schon los,“ antwortete Lucek Wyrimba und schob die Pfeife in den anderen Mundwinkel. Er versuchte dabei, in das Gesicht der Frau zu sehen. Aber das rote Kopftuch war ihm im Wege. „Wohnt Ihr drüben?“ begann er nach einer Pause und spuckte ans.

„Wird wohl so sein,“ war die kurze Erwiderung.

„Gut, ist ein einsamer Platz. Möcht' nicht mit Euch tauschen.“

„Berlangt auch keiner. Red' nicht dazwischen, Lowi!“

Verwundert blickte der Fährmann auf den Pudel. Er ärgerte sich über die kurzen Antworten. „Habt einen schönen Mäler da. Bei allen Heiligen, von welchem Schinder habt Ihr den geholt?“

Langsam fuhr die Frau mit der groben Hand durch das Fell des Hundes. „Laßt ihn zufrieden, Mann. Um die Schönheit geht's nicht. Aber tren ist er.“

Es war mürrisch und abweisend gesprochen. Und da es nun in der Mitte des Stromes war und die Ruder kräftig gebraucht werden mußten, schwieg der Fährmann still. Beide stiegen am anderen Ufer aus.

„Wieviel macht's?“

„Sechs Heller, Frau. Aber da Ihr heute noch zurück wollt, zahlt Ihr zehn mit der Rückfahrt.“

Langsam knotete die Fremde ihr Taschentuch auf und entnahm ihm einige Münzen. „Hier sind sechs Heller. Ach fahr' nicht mit Euch zurück, Lucek Wyrimba.“

„Wollt Ihr Stunden laufen?“ lachte er derb auf. „Woher wißt Ihr meinen Namen?“

„Ach weiß ihn,“ sagte sie finster. „Und ich fahr' nicht mit Euch zurück, heut nicht und nimmer. Kennst Du mich wirklich nicht mehr, Lucek Wyrimba?“ Mit heftiger Bewegung hatte sie dabei ihr Kopftuch abgerissen. Jetzt erst sah man recht ihr Gesicht. Es war derb, aber vom Mundwinkel seitwärts ging ein Zug, der diese Derbheit milderte. Viele Schmerzen hatten dieses Gesicht ungeprägt. Wie alt es war, ließ sich schwer erkennen. Es mochte jünger sein, als die vielen Falten ahnen ließen. Und die schwarzen Augen blitzten und brannten, als sie jetzt auf dem Fährmann ruhten.

Mürrisch und betreten wiegte er sich vor ihr in den Hütten. „Hab' viele Menschen gesehen,“ sprach er dann und ließ den Rauch durch die Zähne. „Weiß nicht, wo ich Dich hinbringen soll.“

„Der Hund ist treuer,“ entgegnete sie rauh. „Es sind Jahre genug her, und Gras wächst in jedem. In Liepin denkst nicht mehr, he? Hast am Tage auf der Warthe den Flößern geholfen und am Abend Dein Liebchen gehabt. Nun, Lucek Wyrimba?“

Als hätte er einen Schlag erhalten, wich er einen Schritt zurück. „Wassia Dvorak . . .?“ sagte er unsicher.

„Sieh an, weißt Du den Namen noch! Hast mich nicht erkannt, glaub's wohl! Ich bin nicht

flüger geworden und hübscher auch nicht, seit Du damals verschwunden warst. Nun wirst Du wissen, weshalb ich nicht mit Dir zurückfahren will."

Seine mächtige Brust arbeitete. Mit einem halb schenen, halb frechen Blick prüfte er ihr Gesicht, um dann an ihr vorbei nach dem Mäuerberg zu blicken, hinter dessen Stamm die Sonne eben verschwinden wollte. „Und was willst Du hier?“ stieß er dann hervor. „Drüben ist kein Platz für ein Weib.“

„Das laß meine Sorge sein,“ lachte sie herb. „Glaub's wohl, daß Du mich weg haben möchtest. Aber ich bleib'. Jetzt bleib' ich erst recht. Hast Du mich sonst nichts zu fragen?“

„Wißte nicht, was. In Liepin hab' ich keine Bekannten mehr.“

„Aber als Du fortgingst, Lucek Wyrimba, hast Du mich allein gelassen. Weshalb bist Du verschwunden? Weil Du dem Kind keinen rechten Vater hast geben wollen, weil Du gefürchtet hast, es wird aus Geld gehen! Fragst nicht, was Dein Kind macht?“

Seine Stirn lag in schweren Falten. „Da drin ist es!“ sagte er und wies über die Schulter fort nach seinem Hause. „Ich habe kein anderes Kind, Bassia Dvorak, verstehst Du mich?“

Ihre Augen funkten. „Und wenn ich's Dir bringe, wenn ich auf die Monstranz schwör', es ist Deines, wenn ich zu ihm sag': Geh hin, Stefan, da ist Dein Vater, Lucek Wyrimba, der Fährmann?“

„Ich schwör's ab, Bassia,“ sagte er heiser und drohend. „Es sind Jahre und Jahre her, ich weiß von nichts.“

„Sei ruhig, Lucek — ich kann Dir das Kind nicht bringen. Brauchst keinen Meineid zu schwören. Es ist tot, das Barm, und kein Doktor macht es lebendig. Fünf Jahre hab' ich's aufgezogen, aus dem Dienst bin ich feinetwegen gejagt, mein Vater hat mir und ihm einen Fluch mitgegeben, als ich's ihm brachte — mehr nicht, keine Brotrinde. Und Pan Lucek Wyrimba, der seine Herr, der „Wasjenka, mein Schächchen“ zu mir sagte und sich bei Maria und den Heiligen verschwor, mich das ganze Leben auf Händen zu tragen — wo war er? Fort, verschwunden — und wir beide, wir konnten verhungern! Sieh her, Lucek, hier sind die Falten im Gesicht, die Dir mehr erzählen, als ich sagen kann! Sieh her — hier sind die Hände, mit denen ich gearbeitet hab', daß mir das Blut unter den Nägeln vorsprang. Hab' oft gehungert, Mann, aber Dein Kind hat's nicht. Nun ist es im Grabe, da hungert's auch nicht!“

Der Fährmann hatte erleichtert aufgeatmet. „Bist immer noch die wilde Bassia! Tot ist tot — da soll man nicht reden. Möcht' nur wissen, warum Du gerad' hier bist und was Du willst?“

„Was ich will, Lucek Wyrimba? Hab' die Leute satt, die Männer und die Weiber. Will allein sein, weiter nichts. Zuletzt hab' ich bei meiner Großmutter gewohnt und hab' die Kränter gelernt und ihre Kräfte. Da starb das Kind und die alte Frau gleich darauf. Das Haus haben sie verkauft, die paar Taler hat mein Vater bekommen, hab' wenig davon gesehen. Nur der Hund blieb mir, der Lowi, und sag' nichts gegen ihn, Mann, der Hund ist treuer als Du! Aber ich hatte gespart, das sollte einst für den Stefan sein, Gott weiß es. Damit und mit dem Hunde bin ich fortgewandert. In der Warthe ist mein Kind geboren und gestorben, und wer kann sagen, was sie noch von mir will. Da hab' ich hier die Baracke gesehen. Sie paßt mir gerade, ich hab' sie gekauft. Frag den Schulzen! Ich bin Dir nicht nachgelaufen, glaub's nur nicht! Ich hab' Dich nicht suchen lassen in meiner größten Not und hab' Dich jetzt nicht gesucht. Erst vorhin erkannt' ich Dich! Vielleicht wäre ich weitergegangen bis ins Märkische, hätt' ich's vorher gewußt. Nun

bleib' ich! Man soll seinem Schicksal nicht aus dem Wege gehen.“

Lucek Wyrimba hatte schweigend den Kahn ans Land gezogen und fesselte ihn fest. „Halt's wie Du willst, Bassia Dvorak, ich kenn' Dich nicht! Und ich rat' Dir: bring mich nicht ins Maul der Leute!“

Die Frau richtete sich hoch auf. Sie hob die schneigen Arme, und während sie das rote Kopftuch umband, sagte sie spöttlich: „Ich hab' das Fürchten verlernt, Lucek. Aber Du scheinst es zu kennen! Früher war's anders. Nun, ich will Dir den Schlaf nicht rauben: ich laß' Dich in Frieden und red' kein Wort, will Dir auch nicht in die Quere kommen, wenn Du mich in Ruhe läßt.“

„Soll gelten,“ sprach er und klopfte die Pfeife aus. „Willst nachher nicht 'rüber!“

„Nein!“

„Der harte Kopf nißt Dir wenig. Wirst nicht immer stundenlang laufen wollen, um ins Dorf zu kommen, das Dir grad' gegenüberliegt. Du mußt halt meinen Kahn besteigen.“

„Es wird auch anders gehen,“ erwiderte Bassia und schritt mit kurzem Kopfnicken den Weidenpfad hoch ins Dorf hinein.

„Wie meinst?“

„Wirst Dich noch umsehen, Lucek Wyrimba,“ rief sie zurück.

Es war ihm, als hörte er sie lachen. Er verstand sie nicht. Und kopfschüttelnd, mit finsterner Miene sah er ihr nach. —

Die Abendsuppe dampfte auf dem Tische, als der Fährmann mit schweren Schritten über die Schwelle seines Hauses trat. Er war schweigsam.

„Wen hast Du übergesetzt, Mann?“ fragte Maryla, seine Frau, und legte ihm den Löffel neben den Teller.

Er brummte.

„Se?“

„Die Neue — von drüben!“

„Maria und Joseph, und Du redst nicht?“

Sie schlug das Kreuz über ihn und sprengte ein paar Tropfen des Weihwassers, das in einem kleinen Becken unter dem bunten Muttergottesbild hing, gegen seinen Stock. „Besser ist besser,“ murmelte sie, „es läuft viel heidnisch Wesen in der Welt rum, und sie kam vom Mäuerberg. Laß die Suppe nicht kalt werden, Lucek. Ihr habt viel zu reden gehabt.“

„Bist neugierig?“ fuhr er sie an. „Mußt auch immer am Fenster stehen und die Lent' beäugeln.“

„Mann,“ erwiderte sie kopfschüttelnd und sah ihn an, „Du hast etwas. Wer ist die Hexe?“

„Frag den Teufel, wenn er antwortet. Hab' sie zum erstenmal gesehen und bin satt davon.“

Maryla erwiderte nichts und begann zu essen. Lucek tat desgleichen. Nach dem Abendbrot stand er auf, stopfte eine neue Pfeife und ging hinaus. Er setzte sich auf die hölzerne Bank vor dem Hause und blickte nach der Warthe. Sie wanderte still und unermüdet dahin. Die Frösche quarrten an den Ufern, die Heimechen zirpten, manchmal schnellte ein Fisch aus dem Wasser empor und fiel zurück. Lucek Wyrimba hatte es tausendmal gesehen. Auch er war an der Warthe geboren. Als Flößer war er sie, ein halber Knabe noch, emporgesahren, als Schifferknecht war er auf den großen Oderfähnen gewesen und hatte hier und da kräftig das Seil ziehen müssen. Und ob er sich mehrmals auch anderweitig verdingt, es hatte ihn immer zurückgetrieben zum Wasser der Warthe. Damals in Liepin verdiente er schönes Geld. Und die Bassia war ein dralles Mädel mit tollen Augen. Pah, er bekam sie doch! Satten sich beide recht lieb, aber zum Heiraten . . .! Lucek Wyrimba schüttelte noch jetzt den Kopf wie damals. Wenn er sich ins Joch spannte, wollte er ein Stück Geld haben. Umsonst war der Tod. Und solch hübschen und kräftigen Keel gab's nicht alle

Tagel! Da hatte er das Allgiste getan, was er tun konnte und war allem aus dem Wege gegangen.

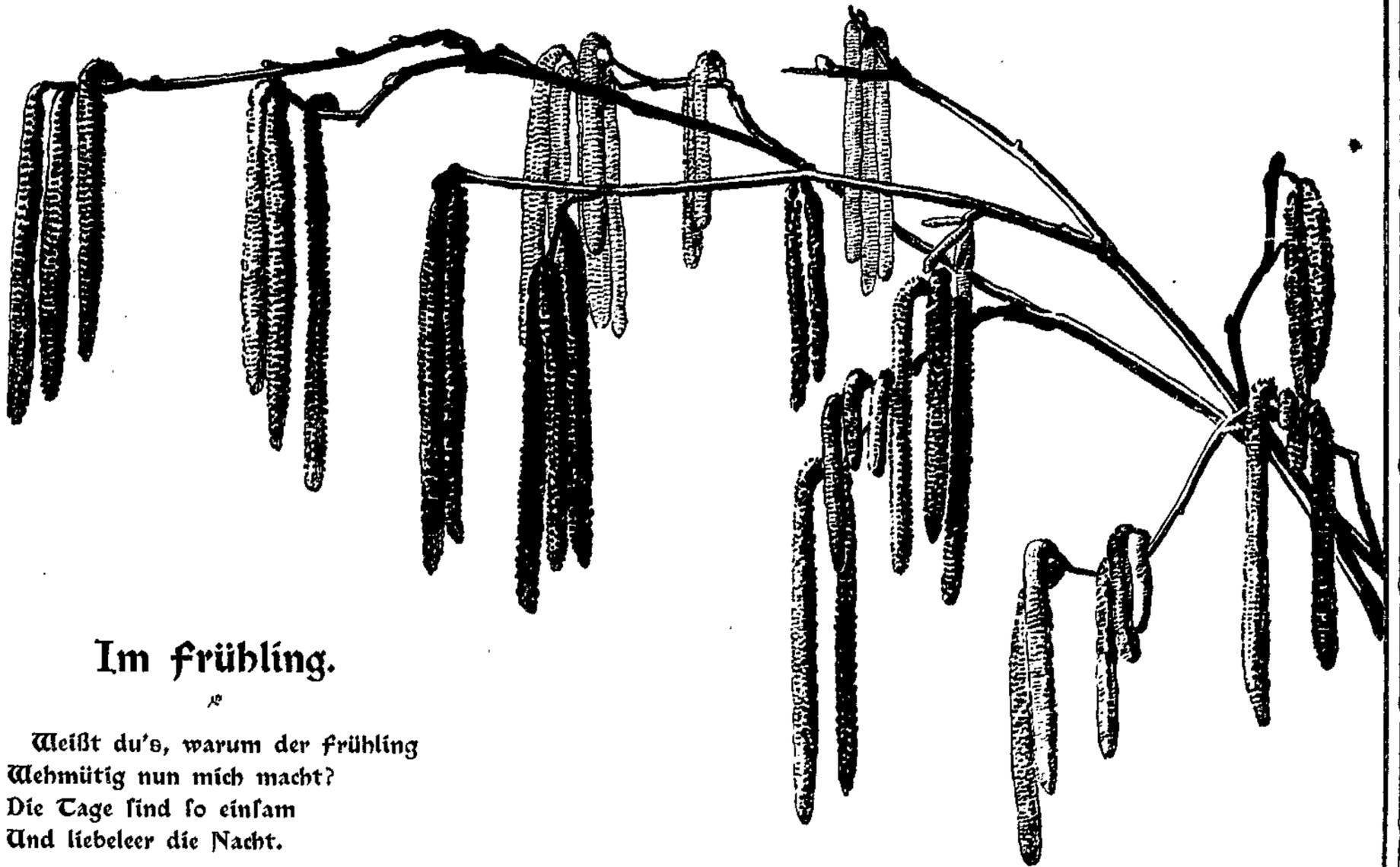
Lucek hatte eine sehr gute Gesundheit, und sein Fell war recht dick. Hatte die Bassia eine Dummheit gemacht, mocht' sie dafür blitzen. So war er kurz entschlossen auf einen Oderfahn gegangen, war die Warthe und die Oder emporgesahren bis Frankfurt, und dann landeinwärts gewandert. Jahrelang hatte er sich umhergetrieben, hier, dort, in Berlin und auf Dörfern, aber immer, wie mit rätselhafter Macht, zog es ihn zurück zur Warthe. Da hatte er denn wieder als Flößer und Schiffer gedient, bis er hierher gekommen. Es war gerade Hochwasser, und der Fährmann konnte einen starken Mann brauchen, weil er selbst auf den Tod lag. Das Hochwasser verlief sich; aber an dem Tage, als die Warthe wieder ruhig in ihren Ufern ging, trugen vier Bauern den Sarg des Fährmanns zum Wagen, um ihn nach der Stadt zu fahren. Was sollte er, der Lucek, da tun? Die Witwe sprach zu ihm: „Macht den Mund auf, Pan Wyrimba, wenn die Tauben Euch gleich gebraten ins Maul fliegen. Wir haben dies Anwesen, wir haben die Fähr. Sechs Heller und sechs machen zwölf, manchen Tag verdient man dreißig und vierzig und das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage. Wenn Ihr ein Gericht Fische fangt, spricht niemand darüber, und wenn Ihr den Flößern und Schifferslenten ihren Bedarf verkauft, bleibt Euch ein Teilchen zurück. Der König von Polen hat besser gelebt, aber ein König seid Ihr nicht und Euer Auskommen habt Ihr reichlich. Da ist nun die Maryla. Sie schläft nicht um Euretwillen, und wenn Ihr sie heiraten wollt, macht schnell. Ihr seht Euch in ein warmes Nest. Nun, was meint Ihr?“

Lucek Wyrimba überlegte nicht lange. Die Maryla war keine Schönheit, aber sie hatte Augen, fast wie Bassia Dvorak, und vor allem gehörte ihr das einst alles. Die Mutter machte es wohl nicht mehr lange, Gicht und Wassersucht verhalten ihr gewiß bald zu fröhlicher Urstätt. Und er war dann Herr, hatte keine Sorgen, konnte auf dem Wasser liegen, angeln und seine alten Freunde besuchen auf Floß und Kahn.

Es wurde schriftlich gemacht, und Maryla bekam einen Mann. Lucek Wyrimba war also nun Fährmann in demselben kleinen Boot, das sein Vorgänger gebraucht, brachte den Schiffern Tabak, Schnaps und allerlei Kleinigkeiten an Bord, ruderte für sechs Heller die Dörfler ans andere Ufer und fühlte sich sehr wohl dabei. Als die Alte starb, ward ihm noch wohlher. Bogdan, sein Sohn, war ein kräftiges Kind, seine Frau liebte ihn und ließ sich unschwer im Jügel halten, und die Heller mehrten sich. Da mußte nun der Teufel die Bassia reiten, daß sie gerade hier auftauchte und sich ihm vor die Nase ans andere Ufer setzte. Zwar, das Gewissen störte ihn nicht, deswegen schlief er ruhig. Außerdem war das Kind auch tot. Aber es blieb jedenfalls unangenehm, so ein Stück Vergangenheit, von der niemand sonst etwas wußte, tagtäglich vor Augen zu haben. Man konnte immerhin fürchten, daß Bassia Dvorak mal den Mund unvorsichtigerweise zu weit aufstieß und das Dorf mehr hörte, als nötig war. Lucek Wyrimba dachte daran, als er so vor seiner Thür saß. Sein Gesicht war wenig freundlich; die Pfeife war ihm ausgegangen. Vom Wasser kam es kühl, und die blanken Sterne füllten droben den Himmel.

Die Frau steckte den Kopf aus der Thür. „'s-wird Zeit zum Schlafen, Lucek,“ sagte sie. „Morgen ist Markttag und die Bauern wollen verkaufen. Da geht's früh nach der Stadt.“

Gelassen zog er ein Streichholz hervor, strich es an der teerigen Hufe an, wartete, bis der Schwefelgeruch sich verloren hatte und hielt



Im frühling.

Weißt du's, warum der frühling
Wehmütig nun mich macht?
Die Tage sind so einsam
Und liebeleer die Nacht.

Ein Vogel zirpt im Zweige
Und weckt das alte Lied,
Das um die junge Erde
In ew'gem Strome zieht.

Und in mir tausend Sterne
Und ein versunk'ner Traum
Von hellen Wundernächten
Unter dem Weidenbaum.

Wie glänzten seine Zweige
Im weißen Silberlicht;
Er hing sie, leise flüsternd,
Uns tief in das Gesicht.

Und Märchen, gold'ne Märchen
Sprach uns die Nacht ins Ohr,
Und Märchen, gold'ne Märchen,
Die schwatzten wir uns vor.

Und Märchen — ja, wer hat uns
Erzählt von ihrem Trug?
Es kam ein Tag gegangen,
Der grausam sie zerflog.

Ein Tag, der alles höhnte,
Was still und wunderbar,
Ein Tag, der von dem Leben
Die bunten Schleier nahm . . .

Nun fliehen wir die Märchen, —
Doch schlägt ein Vogel kaum
Leis trillernd in den Ästen,
Ach, dann erwacht der Traum.

Und ob du alles Leben
Kalt lächelnd auch verfluchst —
Ich weiß, daß du den frühling
In stiller Sehnsucht suchst.

Dort an der alten Weide
Verhüllst du dein Gesicht
Und horchst, ob nicht ein Märchen
Die Nacht ins Ohr dir spricht. —

Ernst Preczang.

das klar brennende dann über die Weife. „Geh nur,“ brummte er, „brauchst nicht zu warten. Ich sitz' noch.“ Und als die Frau etwas erwidern wollte, stieß er mit dem Absatz eines der schweren Wasserstiefel gegen den Boden, daß die gelockerte Erde aufsprang, und wiederholte: „Ich hab' Dir gesagt, ich sitz' noch!“

Die Sterne spiegelten sich jetzt im Flusse. Rückwärts im Dorfe erlosch ein Licht nach dem anderen. Nur die Hunde waren munter. „Sie kommt nicht,“ sprach er zu sich selber. „Gegen einen harten Weiberschädel vermag selbst der heilige Joseph nichts.“ Er ärgerte sich im stillen. Es wäre ihm fast lieber gewesen, wenn die Bassia ihn nötig gehabt hätte wie all' die anderen. Aber wenn sie nicht im Dorf geblieben war, mußte sie wahrhaftig stundenweit bis zur Stadt und der nächsten Brücke gelaufen sein. Drüben ihre Hütte, die neben dem Berge flehte, wie das Schwalbennest am Schulzenamt, war dunkel.

Aber Lucif Wyrimba hatte Zeit. Er konnte warten. Und es mochte gegen Mitternacht sein, als er plötzlich mit jäher Bewegung aufstand. Ein Lichtlein tauchte drüben auf — Bassia Dvorak mußte ihr Heim erreicht haben. Nach einer Viertelstunde erlosch das Licht. Der Fährmann, der so lange hinübergeschaut, blickte sich nun mit tiefem Atemzuge nach einem Palm, reinigte das kurze Pfeifenrohr und verschloß dann hinter sich die Haustür. Seine Frau hatte recht: morgen war Markttag. Er mußte früh auf dem Posten sein. —

Einförmig wie immer schlichen die Tage hin. Bassia Dvorak kam nicht ins Dorf, und die Dörfler sahen nach der anderen Seite, wenn sie am Mäuerberg entlanggingen. Das geheimnisvolle Treiben der „Fremden“ auf dem wenig geheuerten Berge gab der bäuerlichen Phantasie reichen Stoff. Und die Weiber, Maryla Wyrimba voran, waren sich bald dar-

über einig, daß man es mit einer Hexe zu tun habe. Denn da der Teufel ihr nicht das Gesicht umdrehte, so mußte sie wohl auf Fremde mit ihm sein. Außerdem hatten dieser und jener sie in der Stadt getroffen mit verdecktem Mord. Aber Wilsenkraut und Nachtschatten hatten daraus hervorgehen, Stechapfel, und Tollkirsche dergleichen. Das hob jeden Zweifel. Selbst als die Fremde sich Hühner hielt und sich endlich auch eine Ziege kaufte, die meckernd am Berge grasete, schüttelten die Bauernweiber die Köpfe. Es war alles nur ein Vorwand. Die Schlaue wollte die Aufmerksamkeit nur von ihrer eigentlichen Wirtschaft ablenken. Noch grimmiger wurden die Dörflerinnen jedoch, als sich herausstellte, daß ihnen auf dem Markte eine gefährliche Konkurrentin erwuchs. Wenns an die Religion ging, schlug man ein Kreuz und drückte ein Auge zu, aber wenn der Verdienst in Frage kam, dann hörte die Gemütlichkeit auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Augsburger Goldschmiede.

Von Alwin Adé.

Das Gold, dieses begehrteste aller Metalle, ist von jeher der Gegenstand einer heißen Sehnsucht und einer ungeheuren Wertschätzung seitens der Menschen gewesen. Ein Strahl dieses Glanzes und dieser Wertschätzung fiel von altersher auch auf alle diejenigen, die mit der Verarbeitung des roten Goldes zu tun hatten, auf die Goldschmiede. Sie waren die Geschäftsten der alten Hofhandwerker. Während bei den Alamannen dem Herrn eines erschlagenen Hofhörigen ein Bergeld von 15 Schilling zufließt, galt ein Goldschmied deren 40. Noch höher bei den Burgunden. Hier erhielt der Herr eines Goldschmiedes ein Bergeld von 150, eines Silberschmiedes ein solches von 100 Schilling, während ein Ackersmann oder Schweinehirt nur auf 30 Schilling geschätzt wurde. Die Goldschmiede bildeten daher von Anfang an eine höhere Klasse der Hofhörigen, wie sie denn auch verhältnismäßig zahlreich in die Reihen der ministerialen und später der patrizischen Geschlechter eintreten mochten. Dafür blieben sie aber auch länger als jedes andere Gewerbe in einer abhängigen Stellung, gehörten noch zu einer Zeit zu der Familie der Grundherren und der Machtfaktoren der Kirche, der Bischöfe und Abte, in der die übrigen einst ebenfalls hofhörigen Gewerbe die Hofhörigkeit längst abgestreift und sich zu freien Zünften zusammenschlossen hatten. Die enge Verbindung, in der die Goldschmiede in der älteren Zeit zu der Münze standen, machte dabei ganz von selbst einen ähnlichen Entwicklungsgang wie denjenigen der übrigen Zünfte unmöglich. Die Münzgerechtigkeit, ursprünglich Regal des Kaisers, kam frühzeitig in die Hände der einzelnen Territorialherren, und diese ließen die Münze durch abhängige Beamte verwalten. Diese Münzbeamten bildeten bald geschlossene Gesellschaften, Haus- oder Münzergenossenschaften. Sie erlangten die Amtsbürgerschaft, d. h. das Amt vererbte sich in ihren Familien ausschließlich durch Söhne oder Enkel.

Als Hausgenossen des bischöflichen Münzers treten uns die Augsburger Goldschmiede in der Geschichte zum erstenmal im Jahre 1070 entgegen, wo sie die großen metallenen Torflügel an der Domkirche stiften. In dem vom Kaiser Rotbart 1156 der Stadt gegebenen Stadtrecht, sowie im Stadtbuche von 1276 erschienen sie in der gleichen Eigenschaft. Sie standen unter der Botmäßigkeit des vom Bischof ernannten Münzers und blieben in dieser Stellung auch dann noch, als es den übrigen Gewerben Augsburgs nach einem vergeblichen Versuche im Jahre 1305 endlich 1368 gelang, die Botmäßigkeit und Hofhörigkeit des Bischofs, sowie die Herrschaft der Geschlechter abzutreiben, 17 freie Zünfte zu bilden und das Stadtr Regiment an sich zu reißen. Wenn auch die Bildung freier Zünfte nicht ganz ohne Rückwirkung auf das Amt der Goldschmiede war — sie schlossen sich wohl damals gewerkllich enger aneinander, wählten nach dem Beispiele der Zünfte auch zwei Schammeister zur Ausübung der Gewerbepolizei — so nahmen sie doch nicht am Stadtr Regimente teil. Sie blieben unter der grundherrlichen, d. h. bischöflichen Berichtsgewalt und erschienen wie bisher als Lehn- und Amtsträger des Bischofs. Dieser stattete wie seine anderen Ministerialen auch die Goldschmiede für ihre Dienste an der Münze mit bischöflichen Dienstlehen aus, wie denn im Jahre 1424 und 1431 nach den Stadtbüchern an Goldschmiede bischöfliches Land und Holz ausgegeben wird. Das Amt eines solchen Hausgenossen blieb auch dann noch bischöfliches Lehen, als 1521 die Stadt Augsburg in den vollen Besitz der Münzgerechtigkeit kam. Daher

verfügte auch der Rat der Stadt 1573, wahrscheinlich auf bischöfliche Beschwerde, daß „die Goldschmied sollten gewiesen werden, bey dem Bischoflichen Rentmeister vmb Belehung anzuhalden, vnd die Lehen anders nit dann nach laut der alten brieff zu empfangen vnd soll der Bischof ersucht werden, den Burgern Fre Lehen hie zu leihen“. Erst 1602 ging durch Vertrag mit dem Rat auch das Belehungsrecht des Bischofs an ersteren über.

Trotz ihrer Stellung als bischöfliche Ministerialen und ihrer Nichtbeteiligung am Stadtr Regimente standen die Augsburger Goldschmiede doch in nahen Beziehungen zu dem Augsburger Bürgerthum. Vor allen Dingen werden bei dem Sturze der Geschlechter 1368 die Goldschmiede Veranlassung genommen haben, das Augsburger Bürgerrecht zu erwerben. Das war auch schon früher öfters geschehen. Im Jahre 1310 wird im ältesten Bürgerbuche zum erstenmal einem Goldschmied das Bürgerrecht auf 10 Jahre verliehen, wofür er 10 Pfund Denare zu zahlen hatte. Die Goldschmiede hatten namentlich Veranlassung für die Erwerbung des Bürgerrechtes, als durch Verpfändung die Münze schon vor 1321 einige Male in die Hände der Stadt gekommen war. So übernahm die Stadt die Münzgerechtigkeit im Jahre 1272 auf 3 Jahre. 1277 wurde diese Uebernahme durch Zahlung von 8 Pfund und nochmals 1284 gegen eine solche von 40 Pfund Augsburger Pfennige erneuert.

Doch waren diese Berührungspunkte und die Beziehungen zu dem Rat und dem Bürgerthum der Stadt in der älteren Zeit um so geringer, je ausschließlicher sich die Tätigkeit der Goldschmiede auf die Ausübung des grundherrlichen, bischöflichen Regales, der Ausprägung der Münzen und des mit diesem verbundenen Monopols des Gold- und Metallhandels beschränkte. Alle auf diese Tätigkeit Bezug habenden Dinge waren schon im ältesten Stadtrecht von 1156 ausführlich geregelt. Nach diesem hatte die Münze nicht nur das ausschließliche Recht der Goldprägung, sondern auch des Geldhandels. Niemand außer ihr durfte Silber wechseln. Nur die nach Köln ziehenden Kaufleute hatten die Erlaubnis des Wechsels im Höchstbetrage von 10 Mark. Das Stadtrecht von 1276 gab dann auch den nach Benedig handelnden Kaufleuten das Ankaufsrecht von 40, den nach Franken und Bozen ziehenden ein solches von 20 Mark Silber. Auch für Rom und andere Wallfahrtsreisen durfte das nötige Silber aufgekauft und ausgeführt werden. Sonst mußte der Münze und dem Münzmeister jedes gemünzte und ungemünzte Edelmetall zuerst zum Ankauf angeboten werden, und erst was Münzmeister und Hausgenossen verschmähten, durfte dem freien Handel übergeben werden. Selbst den Wirten war verboten, Silber von ihren Gästen anzukaufen, sie durften nicht mehr annehmen und abwägen als eben zur Begleichung der Beche nötig war. Für jede Uebertretung dieser Gebote, sowie für jeden Schaden, den die Münze erlitt, waren die Täter haftbar. Sie mußten nicht nur dem Münzmeister für den entgangenen Gewinn Ersatz leisten und dem Bischof eine Buße zahlen, sondern wurden von dem Vogte noch obendrein in den Turm gesetzt. Dagegen war auch dem Münzer und den Hausgenossen der Ankauf von Gold und Silber, das Brechen und Einschmelzen von Münzen nur insoweit erlaubt, als es für den Zweck der Münze und der Arbeiten der Goldschmiede absolut notwendig war. Jeder Gold- und Silberwucher, jede Münzausfuhr, das Ausdemverkehrziehen der guten, kernhaltigen Münzen war streng verboten. So mußten 1445 einmal Münzer und Goldschmiede ausdrücklich schwören, keine böhmischen Münzen anzukaufen.

Da damals alle Geldgeschäfte durch die Münze vermittelt werden mußten, so wurden

denn auch alle Warenkäufe an der Münze abgeschlossen und die Münze ganz von selbst zur Wäse. Auch das Amt des Richtmeisters und die Aufsicht über Maße und Gewichte fiel dem Münzmeister zu.

Die zunehmende Handelstätigkeit der Augsburger Bürger gab dem Räte der Stadt frühzeitig Veranlassung, auch seinerseits Einfluß auf das Münzwesen, die Grundlage jeden gesunden Handels, zu gewinnen. Daher erzwang denn 1377 der Rat von dem Bischof das Abkommen, daß der Münzer und der Münzwarden nicht nur dem Bischof, sondern auch der Stadt zu schwören hätten. Inzwischen hatte sich das Arbeitsfeld der Augsburger Goldschmiede mehr und mehr von der bloßen Münzertätigkeit auf das Gebiet einer regen kunstgewerblichen Handwerksbeschäftigung hinüber geschoben. Für diese beanspruchte denn der Rat bald jenes selbst Aufsichtsrecht wie für die übrigen Augsburger Handwerker und Gewerbe.

Als daher im Jahre 1445 allgemein über eine Verarbeitung minderwertigen Silbers und eine ungenügende Beaufsichtigung des Gewerbes geklagt wurde, gab der Rat einen Erlass, der die Gesetze aufs Neue ordnete und die Ernennung der Schammeister als ein Recht der Stadt in Anspruch nahm. In anderen Städten war dies schon längst geschehen. In Straßburg war schon 1363 festgelegt worden, daß die Goldschmiede ein gemeinsames Zeichen haben sollten, neben welchem die Schammeister das Stadtzeichen anbrachten. Auch in Ulm mußte seit 1394 jedes Stück, das über eine halbe Mark schwer war, mit dem Stadtzeichen versehen und für jedes Zeichen von jeder Mark ein Heller gezahlt werden. Nimmehr sollten auch die Augsburger Goldschmiede ihre Arbeiten mit ihrem Zeichen versehen vor die Schammeister bringen, der Münzmeister aber das Stadtzeichen darauf schlagen. Die Goldschmiede sollten dem Räte vier Meister als Schauer präsentieren, aus welchen dieser zwei Schammeister auswählte und in Eid und Pflicht nahm. Den Stadstempel verwahrte der Münzmeister in einer Truhe, zu der auch die Ratschammeister Schlüssel hatten, sodas dieser unter gemeinsamen Verschluss war. Um diese Schan recht wirksam und einfach zu gestalten, verfügte der Rat dann später, 1496, daß jeder Goldschmied in einem offenen Laden arbeiten sollte.

Ebenso wurde nimmehr der Gold- und Silbergehalt der Goldschmiedearbeiten festgelegt. Der Gehalt für die Goldarbeiten sollte 18 Karat, für Silberarbeiten 14 Karat, Abgußarbeiten 13 Karat betragen. In anderen Städten war der Feingehalt ähnlich geregelt. Die Straßburger Goldschmiedeordnung bestimmte seit 1363, daß nur 18karätiges Gold und Silber, das weiß aus dem Feuer geht, verarbeitet werden durfte.

Den Augsburger Krämeren wurde dabei die Pflicht auferlegt, nur solche Goldschmiedearbeiten zu verkaufen, welche die Augsburger Schammeister für gut befunden. Daher war es den Schammeistern erlaubt, alle beanstandeten Waren anzuhalten und zu zerbrechen. Auch wurde das Vergolden von Messing und Kupfer ausschließlich den Goldschmieden vorbehalten, damit dieses nicht als echt verkauft werden konnte. Ebenso wurde Vorsorge getroffen, das Publikum vor Verwendung von Halbedelsteinen und Glasflüssen an Stelle von echten Steinen zu schützen.

Von jenem Jahre 1445 an kam die Gewerbeaufsicht über die Goldschmiede stillschweigend in die Hände des Augsburger Rates. Wahrscheinlich drang der Rat auch damals den Goldschmieden eine neue Handwerksordnung auf, 1496 wird jedenfalls einer solchen aus dem Jahre 1445 Erwähnung getan. Diese selbst ist jedoch verloren gegangen. Die erste uns erhaltene Goldschmiedsordnung datiert vom Jahre 1529. Der Uebergang der Münze (1521) in die Hände der Stadt hatte die Lage der Goldschmiede



Schulkahn im Spreewald. Nach einem Gemälde von Berthold Genzmer.

durchgreifend geändert. Aber doch nicht in dem Maße, daß die Goldschmiede nunmehr auch eine freie Kunst wie die anderen städtischen Gewerbe gebildet hätten. Auch trat keiner von den Goldschmieden in den Rat der Stadt ein. Die Leitung des Handwerkes näherte sich von da ab in ihrer Selbständigkeit aber sehr den Zünften. Sie lag in den Händen der zwei Schaumeister, denen vier Meister als Beigeordnete zur Seite standen. Alle Wahlen wurden von der Gesamtheit des Handwerkes vollzogen. Die Herrlichkeit dauerte jedoch nicht lange. 1548 vernichtete Kaiser

Karl V. in Augsburg die Zunft Herrschaft wegen Teilnahme der Stadt am Schmalkaldischen Kriege. In diesen Strudel wurden auch die Goldschmiede mit hineingezogen. Außer den Beiträgen zu den 150 000 Fl. Kontribution, die der Stadt auferlegt wurde, verloren die Zünfte ihr Vermögen, an 60 000 Fl. bar Geld und Geldeswert, davon waren 3000 Fl. Goldschmiedseigentum. Augsburg erhielt wieder eine Geschlechterregierung. Jeder konnte das Bürgerrecht ohne eine Handwerksberechtigung erkaufen und die Ratsfähigkeit ohne jede Zunftangehörig-

keit erlangen. Von nun an finden sich auch Goldschmiede nicht nur im großen und im inneren Rate, sondern auch als Bürgermeister.

Die Handwerksordnung von 1529 aber wurde nun aufgehoben und 1549, den neueren Zeitverhältnissen entsprechend, verschlechtert. Die Selbstverwaltung des Handwerkes ging verloren und das Verwaltungsrecht kam in die Hände des Augsburger Stadtrates. Dieser ernannte die Aufsichtsorgane, 2 Vorsteher und 2 Schaumeister und an ihn fielen in Zukunft die Gebühren und die Straf gelder. (Schluß folgt.)

Eine Vernunfttheirat.

Von Georges Renard. Autorisierte Uebersetzung von Marie Kunert.

(Fortsetzung.)

Vater Sauvage hatte sich erst mit einem Schoppen etwas Mut angetrunken, dann meinte er: „Das ist doch nicht alles. Was hat er Dir denn für Deine Mühe versprochen? Nichts, nicht wahr? Der alte Knicker! Das ist nicht richtig! Wenn Du Dir Mühe gibst, ihn zu verheiraten, sind wir mit einem Male mit allen seinen Verwandten auseinander, und seine Neffen sind unsere besten Kunden. Von ihm haben wir keine zehn Sous Profit im Jahre. Wenn Du auf mich hören willst, dann gehst Du nicht zur Michonnin. Aber Du benachrichtigst unter der Hand die anderen Goguelats: Die werden dann schon sehen, wie sie sich da herauswickeln.“

So geschah es. Julie Dutilleul, Jean-Pierres Schwester, wurde benachrichtigt. Das war eine herrschsüchtige Frau, dürr, starrsinnig und eigenwillig, der starke Kopf in der Familie, seit der älteste Bruder gestorben war. Jean-Pierre hatte sich gewöhnt, nichts zu tun, ohne sie um Rat zu fragen. „Ich werde die Kleine besuchen,“ sagte er jedesmal, wenn er einen wichtigen Handel abzuschließen hatte. „Die Kleine“ war jetzt fünfundsiebzig Jahre alt, aber da sie doch immerhin fünf Jahre weniger zählte als Jean-Pierre, behielt er für sie treulich diese Bezeichnung aus früheren Tagen bei, die seinem Respekt vor ihr nicht das geringste nahm.

Als sie von dem Plan ihres Bruders hörte, eilte sie so schnell sie konnte zu ihm, und es gab einen schönen Spektakel. Ob er sich nicht schämte? In seinem Alter! Er wollte also seine Familie in herzloser Weise ruinieren, seine Neffen und Nichten enterben, ihren Anteil an Fremde übergehen lassen! Und an wen noch dazu? An eine Michonnin! Eine Intrigantin von der schlimmsten Sorte. Ach, er hatte eine herrliche Wahl getroffen. Eine Dienstmagd, eine Scheuerfrau, ein ehemaliges Mädchen für alles! Und das wollte er heiraten. Das war der Mühe wert, so lange darauf zu warten. Ein netter Streich, wahrhaftig. Doch sicher, er redete Unsinn, er wurde auf seine alten Tage kindisch.

Wie ein kleiner Junge nahm Jean-Pierre anfänglich mit herabhängenden Schultern die beleidigenden Hiebe, die auf seinen Kopf herabregneten, entgegen. Er hatte einen so hohen Begriff von dem gesunden Menschenverstand der Kleinen. . . . Aber Frau Michonnin wurde angegriffen, und das war zu viel; er erbot sich so, daß er ganz rot wurde. „Ich will nicht, daß man von ihr schlecht spricht,“ schrie er, und als seine Schwester sie darauf mit verdoppelter Heftigkeit der Suchelei und Biererei beschuldigte, flüchte er ganz entsetzlich und schlug mit der Faust so heftig auf den großen eichenen Tisch, daß die Fensterscheiben klirrten. Die Kleine fürchtete sich davor nicht so viel; sie erklärte, man würde sie eher in Stücke schneiden, als daß sie sich eine solche hergelaufene Person als Schwägerin gefallen ließe, und unter einem Hagel von Schimpfworten ging sie hinaus und schlug die Tür wütend zu.

An demselben Abend erfuhr und besprach das ganze Dorf ohne Ende den Streit der Geschwister. Man ging so weit zu behaupten, daß es unter reichlich gewechselten Faustschlägen zu einem Kampfe gekommen wäre. Und wie die Zungen arbeiteten! Wie man über den alten Narren Jean-Pierre herzog und welche saftigen Unterhaltungen man darüber führte, was er wohl mit einer Frau anfangen würde. Man sprach davon, ihm eine Kakenmusik zu bringen. Wie recht und billig, wurde auch die Michonnin nicht geschont. Das war es also, was sie seit langem geplant hatte! Eine schöne Schwindlerin, die mit ihren scheinheiligen Mienen!

Eine gute Seele ging zu ihr, um ihr die Geschichte zu erzählen und sehen und weiter erzählen zu können, was für eine Miene sie dazu machte. Im Moment der ersten Ueberraschung leuchtete ein Blitz der Freude aus ihrem Auge; aber schnell erstickte sie diese indiskrete Flamme und erwiderte mit gesenkten Augen und ruhiger Stimme, daß ein Heiratsantrag des Herrn Goguelat sicher eine große Ehre für sie wäre, daß aber ihre frische Trauer ihr nicht gestattete, an eine neue Heirat zu denken, daß sie jedenfalls niemals einwilligen würde, Unfrieden in eine Familie zu bringen und daß sie in ihren Gebeten die Wiederversöhnung aller derer erfliehen würde, die sie, ohne es zu wollen, entzweit hätte.

Diese Antwort machte die Kunde durch die Gegend und gelangte schnell zu den Beteiligten. Da sie weder so entmutigend war, um Goguelat jede Hoffnung zu nehmen, noch aufmunternd genug, um seinen Verwandten Waffen zu liefern, konnten das Altweibergeschwätz und die Aufregung sich allmählich beruhigen. Zur großen Verzweiflung der Neugierigen gab Frau Michonnin sich nicht die geringste Blöße. Sie tat, als wüßte sie von nichts und änderte in ihrem Benehmen gar nichts. Sie behielt immer die gleiche bescheidene und reservierte Haltung; in der Kirche schritt sie so manches Mal unter den erzürnten und herausfordernden Blicken der Madame Dutilleul dahin, ohne sie im Geringsten zu erwidern, und ohne jede Verlegenheit grüßte sie den alten Jean-Pierre, der in seiner Eigenschaft als Kirchenvorsteher feierlich in dem Stuhl für die Kirchenbeamten saß. Sie hatte entschieden ihre Rolle gut erfaßt. Der Herr Pfarrer sang ihr Lob, die Frommen erklärten, daß sie eine musterhafte Frau wäre. Die ganze Sippe der Dutilleuls und Goguelats mußte schließlich gestehen, daß sie ihre guten Seiten habe, besonders seit Jean-Pierre auf seinen Plan verzichtet zu haben schien.

In Wirklichkeit hatte der Alte anfänglich getobt und seine liebe Familie zum Teufel gewünscht. In allen Tonarten hatte er geschrien, daß niemand das Recht hätte, ihn daran zu hindern, zu tun, was er wolle. Als er dann langsam in die Eintönigkeit seines alltäglichen Lebens zurückgesunken war, wurde er still, als wenn er einen unerfüllbaren Traum ganz ver-

gessen hätte. Freilich hatte er einige geheimnisvolle Zusammenkünfte mit dem Notar, aber deswegen befragt, hatte er erwidert, daß er sein Testament mache.

Wieder vergingen sechs Monate. Es waren die sechs Monate der warmen Jahreszeit, in der die Tage am längsten sind und die Zeit für den Landmann am knappsten ist. Der September ging zu Ende, und schon hüllte sich die Erde morgens und abends in feine weiße Nebelschleier. Nun sah Goguelat in jedem Jahre mit stets wachsendem Unbehagen die tödliche Länge der Winternächte herannahen. Mit den Seinen zerfallen, fühlte er sich diesmal noch verlassener und trauriger als sonst. Zum Ueberflus trat noch eine jener Katastrophen ein, an die er jetzt gewöhnt war. Er bemerkte, daß seine Magd (es war die sechste nach Fanchette) eine unmäßige Vorliebe für Wein und sogar für Branntwein hatte. Er geriet in Wut, warf sie zur Tür hinaus, riß dann plötzlich einige Papiere aus einer Schublade und begab sich geraden Weges in das Haus seiner Schwester.

Seit jener denkwürdigen Szene, als er das Joch ihrer Autorität abgeschüttelt, hatte er die „Kleine“ noch nicht wieder gesehen. So war denn auch der Empfang, der ihm bereitet wurde, kühl und herb. Er kümmerte sich nicht darum. — Er käme, sagte er, um über ernste Dinge zu sprechen. — Die Unterredung dauerte lange, die beiden Alten schlossen sich ein, und das Gespräch mußte wohl ziemlich hitzig gewesen sein, denn man hörte Flüche und erhobene Stimmen; aber dann wurde alles still, und als endlich beide wieder zum Vorschein kamen, verbreitete eine ungewohnte Zärtlichkeit etwas Weiches über die Stimme und die harten Züge der Frau Dutilleul. Was Jean-Pierre anlangt, so glänzte er vor Behagen; er grinste vor Vergnügen und er, der als ein Feind aller Zärtlichkeit bekannt war, drückte mit spigen Lippen einen matten Fuß auf die wulken, gelblichen Wangen seiner Schwester.

Am nächsten Morgen begab er sich eiligen Schrittes durch Gäßchen und Fußpfade zu einem alten baufälligen Hause, das sich einige hundert Schritt vor dem Dorfe hinter einer Baumgruppe verbarg. Dies war die Behausung der Mallette. Die Mallette hieß so nach Malet, ihrem Mann, den sie übrigens schon vor einem halben Jahrhundert verloren hatte. Sie ging infolge ihres hohen Alters ganz gebückt; aber wenn ihr Körper nicht mehr sehr beweglich war, so war es ihr Geist um so mehr, und sie hatte den gewiegtesten Gebatterinnen der Gegend noch Unterweisung im Ueberlisten anderer geben können. Um sich dessen zu vergewissern, brauchte man nur ihre grauen Augen zu sehen, die hinter den riesigen Brillengläsern vor Bosheit funkelten, sowie das spöttische Lächeln um die Winkel des zahnlosen Mundes. Sie war taub, wenn es nötig war, aber beileibe nicht stumm. Sie hatte eine Zunge so flink und spitz wie der Stachel

einer Wespe. Wenn sie auch noch so weit abseits wohnte, sie sah alles, wußte alles, erzählte alles; sie war die lebende Zeitung des Dorfes. Jeden Abend ging sie humpelnd von Tür zu Tür, von einigen geschätzt, von den meisten gefürchtet, von allen mit Ungeduld erwartet, denn sie versorgte wenigstens zehn Häuser mit Milch, frischem Eiern und Matsch.

Die Mallette war einst mit Jean-Pierre zusammen in die Schule gegangen. Sie duzte ihn und sagte ihm gern einige Wahrheiten in scherzhafter Form. Sie hatte ihn sogar einmal einen alten Weizhals genannt und war stolz darauf, daß sie, wenn sie auch keinen roten Keller besaß, mit einem Reichen wie er ganz freimütig sprechen konnte.

Indes war sie doch erstaunt und fast beschämt, als sie ihn in ihr Haus kommen sah. Teufel, es schaute nicht gerade schön bei ihr aus. Ein einziger Mann mit geborstenen, vom Rauch geschwärzten Wänden, ein Pferd darin so groß wie ein gewöhnliches Zimmer, auf dem eine magere Kake schlief und in dessen Nähe der Regen fiel, in einer Ecke ein kleiner Stall für zwei oder drei Lieblingshühner; den Fußboden vertrat festgestampfter Lehm mit Löchern, die sorglich mit Wasser gefüllt waren, damit die „armen Tiere“ davon trinken konnten. Ein Bett verschwand fast in der Dunkelheit eines feuchten Klobens. Ein Schrank sah ebenso gebrechlich und altersschwach aus wie seine Besitzerin. Zwei oder drei Stühle mit wackeligen Beinen stellten einige Anforderungen an die Stuhlschicklichkeit des Besuchers, der sich darauf setzen, und an seine Geschicklichkeit, wenn er sich auf seinem Sitz behaupten wollte.

Nicht ohne einige Verlegenheit bot die Mallette dem sie überraschenden Besuch einen dieser Stühle an. Aber sie gewann schnell ihre Sicherheit wieder und rief mit ihrem alten Lachen:

„Nun, Kamerad, Du willst mich wohl ins Gerode bringen! Willst Du mich denn hinterher auch heiraten?“

„Das ist zu spät,“ erwiderte Jean-Pierre ebenfalls lachend. „Ich habe meine Wahl schon getroffen.“

„Nicht möglich! Hältst Du denn immer noch an der Michonin fest?“

„Allerdings, und da Du sie zuweilen besuchst, möchte ich Dich sogar bitten, an meiner Stelle mit ihr zu sprechen.“

„Und ich machte nur Spaß. Es ist also Ernst?“

„Das Ernsteste, was es gibt. Du kannst ihr sagen, daß die Familie einwilligt. Wenn sie auch will, ist der Handel abgemacht. Doch, Du weißt, kein Wort davon zu anderen!“

Die Mallette war entzückt, daß man sie mit einer so wichtigen Angelegenheit betraute. Was gab es da später zu erzählen! Sicher würde sie die Michonin noch an demselben Tage aufsuchen. Wirklich kehrte sie auch auf ihrem Abendgange bei der Witwe ein, die in melancholischer Stimmung bei einem spärlichen Dorffeuer saß und las. Und, sorgfältig ihre Haupttrümpfe bis zuletzt aufsparend, in vorsichtigen Umschweifen, unter beziehungsreichem Augenblinzeln kündigte sie ihr an, daß Jean-Pierre Goguelat auf seinem Heiratsantrage bestand. Die Witwe spielte zuerst die Erstaunte; dann erklärte sie, ihres Triumphes sicher, mit leicht gerötetem Gesicht und ein wenig zitternder Stimme, daß sie sich gar nichts daraus mache, sich wieder zu verheiraten, daß sie weder ein Verlangen danach noch irgend welchen Ehrgeiz habe; daß sie, wenn auch nicht glücklich, so doch so ruhig sei, wie man es auf dieser niederen Welt sein kann. Doch wolle sie nicht an sich allein denken. Es wäre schlecht, wenn man selbstsüchtig wäre. Sie verstände, wie schön es wäre, sich dem Glück eines Greises zu widmen. Sie fühle die ganze Größe einer solchen Aufgabe, halte sich aber nicht für würdig, sie zu übernehmen. Doch aus christ-

licher Barmherzigkeit wage sie nicht, sich dem zu entziehen. Da Herr Goguelat sein Vertrauen in sie setze, würde sie den lieben Gott bitten, seiner demütigen Magd die Kraft und die notwendige Erleuchtung zu geben, damit sie die Hoffnungen eines so ehrenwerten Mannes nicht täusche. Und die Worte kamen aus ihrem Munde so fließend, so honigsüß und salbungsvoll, wie die Phrasen einer auswendig gelernten Prebigit.

Die Alte, die mit pfiffiger Miene zuhörte, unterbrach sie plötzlich: „Das will also heißen, daß Sie annehmen?“

„Ich muß wohl, meine gute Mallette. Es ist meine Pflicht.“

„Gut, gut. Sie wissen schon, was Sie tun. Nach Ihren Gründen frage ich nicht. Aber wenn ich Ihnen einen Rat geben kann, meine Tochter, so ist es der, daß Sie sich nicht ohne einen regelrechten Kontrakt verheiraten. Sie kennen den Mann nicht, wie ich ihn kenne, ich, die hier sitz. Er ist der größte Weizhals, den die Erde je getragen. Ein wahrer Pfennigsucher! Die christliche Barmherzigkeit ist sehr schön. Aber wenn Sie Ihre Bedingungen nicht vorher stellen, so ist er imstande, Sie in Lumpen gehen zu lassen. Er geht selbst wie ein Plunderwag einher. Ich habe ihn sogar schon oft gesagt: „Du bist nicht der Sohn Deines Vaters. Der wäre nicht so in Lumpen herumgegangen. Sehen Sie, wenn Sie bloß ein Paar Holzschuhe brauchen, dann veranstaltet er einen Familienrat, um festzustellen, ob er sie Ihnen bezahlen muß. Es wird doch nur in der Ordnung sein, wenn Sie sich richtig satt essen wollen. Jedesmal aber, wenn er fünfhundert Frank anreißt, legt er vierhundert und achtzig auf die Seite und behält nur zwanzig, um den Suppentopf bis zum nächsten Zahlungstermin im Stocken zu erhalten. Wenn es nur noch acht Tage sind bis dahin, um so besser. Ist es ein Monat, um so schlimmer. Gehen Sie! Gehen Sie! Glauben Sie mir. Ein guter Kontrakt oder — es wird nichts.“

Frau Michonin ist nachdenklich geworden; sie schweigt einige Augenblicke, dann sagt sie mit einem Seufzer: „Ich bin gewiß nicht auf meinen Vorteil bedacht, Gott weiß es. Aber ich werde tun, was Sie wollen, da Sie denken, daß es notwendig ist. Doch, wo kann ich Herrn Goguelat sprechen? Hier oder in seinem Hause wäre es doch nicht passend.“

Die Mallette schrieb auf. Kleine Schwierigkeit! Hat sie nicht ihr Haus? Sie bietet es mit Vergnügen zum Zusammenkunftsort an. Sie will auch Jean-Pierre benachrichtigen, und sie ist überzeugt, daß sie am nächsten Morgen, während Markt stattfindet, alles so einrichten kann, daß sie nicht zu Hause ist und die beiden Zukünftigen sich in Ruhe aussprechen können.

Am nächsten Tage erfüllte die Mallette von 11 Uhr ab das ganze Dorf mit ihrer Gegenwart. An alten Ecken sah und hörte man nur sie. Sie hielt sich unendlich lange auf dem Hauptplatze und bei dem Krämer auf, sie feilschte um zwanzig Gegenstände, die sie nachher nicht kaufte. Sie hing sich an alle Vorübergehenden, die sie kannte, und sie kannte alle Welt. Die Leute wunderten sich, daß sie noch geschwätziger war als gewöhnlich, was ihnen vordem unmöglich schien. Die Frühstücksstunde führte sie nicht nach Hause; sie kaufte für zwei Sous Brot und für vier Sous Käse und aß dies aus der Hand im Freien, ohne darum einen Bungenschlag oder einen Winken zu versäumen.

Nachdem sie sich so drei Stunden lang nach Möglichkeit vervielfältigt hatte, trat sie bei einer Cousine ein, ließ sich auf einen Stuhl fallen und ein Glas Wein reichen, indem sie klagte, daß sie ganz erschöpft sei, was sie aber nicht hinderte, rastlos einen ganzen Rosenkranz von Geschichten herzubeten, die so verwickelt waren wie ein Zwirnfäden, das eine Kake durcheinander gewirrt hat. Plötzlich stieß sie einen ihrer

lauten Schreie aus: „Herr Gott! Schon vier Uhr! Da kommen ja schon die Kinder aus der Schule. Und meine Hühner, die noch kein Futter haben! Und meine Kaninchen warten!“ — Dann eilte sie mit großen Schritten hinaus, wie zerschlagen vor Müdigkeit, aber mit sich zufrieden; denn sie sagte sich: Sie werden hoffentlich Zeit gehabt haben, sich zu einigen.

Als sie sich ihrem Hause näherte, war sie sehr erstaunt, Stimmenlärm, Lachen und Arbeitsgeräusch zu hören. Sogleich erinnerte sie sich: die Maurer sollten eine alte Mauer, die an ihr Haus stieß, niederreißen; sie waren bei der Arbeit auf das Dach hinaufgeklettert. Als sie die Mallette von weitem bemerkte, riefen sie: „Seh, Mallette, da drinnen sind wohl Leute, die sich bei Dir verstecken? Ganz gewiß ist's ein Liebespaar. Du treibst ja ein schönes Handwerk! Wir haben sie durch den Schornstein gehört. Sie getrauen sich nicht heraus. Werkwürdig, man möchte meinen, es wäre die Stimme von Vater Goguelat.“

Nach einem Moment der Verstärkung erwiderte die Mallette unter einem wahren Schwall von Schimpfworten: „Wollt Ihr wohl still sein, Ihr Bande von Laugenichsen! Müßt Ihr Eure Mäuler in alles stecken, geht Euch das etwas an, was bei mir passiert, Ihr dreckigen Spürnasen, die Ihr seid?“

Aber da die Anzüglichkeiten noch immer kein Ende nahmen, zuckte die Mallette schließlich nur noch die Achseln, tat zwei Schläge gegen ihre Tür, murmelte ganz leise: „Ich bin's“ und schlüpfte durch die Oeffnung.

Sie war kaum eingetreten, als Jean-Pierre ihr freudestrahlend um den Hals fiel, sie auf beide Wangen küßte und sagte: „Sie will! Es ist alles verabredet. Ich brauche nur noch den Bürgermeister und den Pfarrer zu benachrichtigen.“

„Wie eilig Du es hast!“ sagte die Mallette lachend. „Diese Jugend ist doch gleich höllisch heißblütig!“

„Herr Goguelat hat Recht,“ seufzte Frau Michonin klagend. „Er muß den Notar so bald als möglich aufsuchen. Ich bin kompromittiert! Die Maurer haben uns durch den Schornstein ganz schreckliche Dinge zugerufen. Ich bin sicher, daß sie uns erkannt haben. Sie werden unsere Zusammenkunft im ganzen Dorfe herumtragen. Das ist schauderhaft.“

„Bah!“ erwiderte die Mallette, „was macht das, meine Kinder, da Ihr Euch doch heiraten wollt?“

Und als sie die Michonin genauer ansah, glaubte sie zu erraten, daß die zukünftige Frau Goguelat weit mehr zufrieden als verlegen war bei dem Gedanken, daß ihr Heiratsplan noch festere Anrisse annahm, wenn er vor der Zeit bekannt würde.

Indessen wartete Jean-Pierre den Einbruch der Nacht ab; um sich heimlich davon zu machen, nachdem er seiner Braut galant die Hand geküßt. Er hatte es übernommen, den Notar davon zu benachrichtigen, daß man ihn noch an demselben Abend bei Frau Michonin erwarte.

Sobald diese mit der Mallette allein war, ging ein wahrer Hagel von Fragen über sie hernieder: „Nun, sind Sie in allem einig? Warum hat die Familie ihre Ansicht geändert? Wie stellt er Sie sicher? Regelt er die Sache anständig?“

„Ich bin zufrieden,“ erwiderte die Witwe noch süßlicher als sonst: aber ein Fältchen, das sich hartnäckig zwischen den Brauen zusammenzog, schien zu beweisen, daß ihre Zufriedenheit nicht vollkommen war. — „Ja,“ wiederholte sie, „ich bin zufrieden; man kann nicht sagen, daß ich ihn aus Eigennutz heirate. Er hat seinen Besitz schon unter seine Messen und Nichten geteilt: er behält nur die Rente. Ich habe ihn sogar ermuntert, die Erbschaftsteuer schon im voraus an den Staat zu zahlen.“ (Schluß folgt.)

Schulkahn im Spreewald. Noch liegen die Frühnebel über Wasser und Land. In grauen Felsen schlängeln sie um die Stämme der Bäume. In mahligen Schleifern hängen sie sich um Wiebel und Dach. Ihr mattes Gewölbe dämpft das tiefe Schwarz der Wassergräben und zerflattert wie Rauch, wenn die Aprilsonne in gelben, zitternden Flecken über die Mut gleitet.

Ein Kahn gurgelt heran. Wie eine flache, längliche Schüssel durchschneidet er das Wasser. Eine junge Frau, die Spreewaldhaube auf dem Haar, führt das Ruder. Aufrecht steht sie am Hinterende des Bootes. In kurzen, kräftigen Stößen treibt sie den Kahn vorwärts. Bald rechts, bald links, wie es die Jahrtrage verlangt, gleitet die Stange ins Wasser; in der festen, geübten Hand der Spreewälderin ist sie Ruder und Steuer zugleich.

Fünf Kinder stehen im Kahn: drei Mädchen, zwei Jungen. Vier haben Schiefertafel und Schulbücher unterm Arm. Die Vorderste trägt einen Korb. Die Schuljahre liegen bereits hinter ihr. Sie muß sich schon nützlich machen im Haushalt. Und ist doch fast noch ein Kind.

Und die Frühnebel ziehen. Ein paar Vogelstimmen jubeln auf. Im taktmäßigen Einfallen plätschert die Stange ins Wasser, das gurgelnd an die Bootswand rollt. Ein paar Häuser verschwinden im Dunst. Grau wallen die Nebelschwaden am Ufer. Keines der Kinder spricht ein Wort. Ihre großen Augen träumen ins Land. Und die Morgenstunde webt ihren Zauber um Nähe und Ferne, um Haus und Baum und um die im Kahn auf dem schwarzen Wasser still dahingleitenden Schulkinder.

Gute und schlechte Väter unter den Säugetieren
Bei den Säugetieren können wir beobachten, daß manche Väter sich ohne weiteres für die Kleinen aufopfern, andere wiederum von der Mutter abgehalten werden müssen, daß sie ihr eigenes Fleisch und Blut nicht auffressen. Beim ersten Anblick scheint es unmöglich zu sein, sich diese Verschiedenheit zu erklären. Es liegt nahe, anzunehmen, die Männchen, die in Einde leben, seien bessere Väter als die Sultane, die sich einen ganzen Harem halten. Das trifft jedoch nicht zu. Ferner sollte man meinen, daß die Grasfresser zarter zu ihren Jungen wären als die Fleischfresser. Auch das ist ein Irrtum; der Rehbock ist z. B. häufig brutal gegen seine Kleinen, umgekehrt ist der Löwe ein prächtiger Familienvater.

Die Erfahrungen, die man an gefangenen Tieren in zoologischen Gärten macht, darf man nicht ohne weiteres auf freilebende Tiere übertragen. Zwar geben sich die Leiter unserer zoologischen Gärten die größte Mühe, die natürlichen Verhältnisse nachzuahmen, doch läßt sich das häufig beim besten Willen nicht durchführen. Man sehe sich z. B. einen gefangenen Wolf an, der in der Freiheit sicherlich täglich vier bis zehn deutsche Meilen läuft und nun sich in einem Käfig befindet, wo er sich knapp umdrehen kann. Die Folgen können natürlich nicht ausbleiben. Viele Tiermütter in zoologischen Gärten kümmern sich nicht um ihre Jungen, manche fressen sie sogar. In der Freiheit dürfte so etwas fast niemals vorkommen. Es leuchtet ja ein, daß eine Tiergattung bald ausgestorben sein würde, wenn die eigene Mutter sich nicht ihrer Kleinen annähme. Dagegen kann man ohne weiteres annehmen, daß der Vater, der in Gefangenschaft zärtlich zu seinen Sprößlingen ist, auch in der Wildnis dieselbe Güte zeigen wird. Denn der Freiheitsverlust könnte doch höchstens seine Stimmung verschlechtern, gewiß aber nicht verbessern. Auch haben wir noch niemals davon gehört, daß ein Männchen, das in der Freiheit gleichgültig gegen die Kleinen ist, in der Gefangenschaft seinen alten Adam auszieht. Um sich vor Verlusten zu bewahren, beobachtet ja die Direktion eines zoologischen Gartens gewöhnlich die Vorrichtung, bei dem Herannahen eines „freudigen Ereignisses“ den Vater nach einem anderen Käfig zu bringen. Während man sonst, um eine Erscheinung in der Tierwelt zu versteinern, vorteilhaft auf den gleichen Vorgang bei den Naturvölkern blicken kann, läßt uns dieser Weg hier völlig im Stich.

Es bleibt demzufolge nichts anderes übrig, als zunächst die Tatsachen als solche sprechen zu lassen. Natürlich kann an dieser Stelle von Vollständigkeit keine Rede sein. Beginnen wir, wie es naturgemäß ist, mit den uns zunächst stehenden Geschöpfen, den Affen. Hier sind die Männchen wohl ausnahmslos ausgezeichnete Familienväter. Das ist um so wunderbarer, weil die Affen gewöhnlich in Herden leben und der stärkste von ihnen, der sich als Leitender aufgeworfen hat, als unumschränkter Sultan herrscht. Brehm erzählt von einem alten Pavian folgendes Erlebnis: Ein gut Teil der Herde war bereits am jenseitigen Ufer angekommen, die Hauptmasse jedoch noch zurück. Unsere Hunde stakten einen Augenblick,

als sie das wogende Gewimmel erblickten; dann stürzten sie sich mit jauchzendem Wollen unter die Bande. Jetzt zeigte sich uns ein Schauspiel, wie man es nur selten zu schauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, warfen sich von allen Felsen die alten Männchen herab in das Tal, jenen entgegen, bildeten sofort einen Kreis um die Mäuden, brüllten furchtbar, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf, schlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und sahen ihre Gegner mit so boshaften, wütend funkelnden Blicken an, daß die sonst so mutigen, kampflustigen Tiere entsetzt zurückprallten und ängstlich bei uns Schutz suchen wollten. Selbstverständlich heften wir sie von neuem zum Kampfe, und es gelang uns, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wählenden Affen waren unterdes den anderen nachgefolgt. Als die Hunde von frischem anstürmten, befanden sich nur wenige in der Tiefe des Tales, unter ihnen ein halbjähriges Junges. Es freischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kühnrecht von unseren vorzüglichen Tieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erbeuten zu können, allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom anderen Ufer herüber eines der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, bligte ihnen stehende Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützling ruhig ziehen ließen. Die mutige Tat des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nahe genug zur Zielscheibe bot.

Löwe und Tiger sind ebenfalls ausgezeichnete Väter, dagegen verbirgt die Hauskatze, die doch ein Tiger im kleinen ist, ihre Jungen vor dem Vater, der sie sonst aufzucht. Auch der Auerhahn, die männliche Wildgans, scheint ein schlechter Vater zu sein, ebenso soll sich der Leopard um die Seinen nicht kümmern. Der Wolf soll seine eigenen Sprößlinge fressen, wenn sie von der Wölfin nicht verteidigt werden, der Fuchs kümmert sich nicht um seine Nachkommenschaft, wie ja überhaupt Hunde durchaus keine Musterväter sind. Ebenso kümmern sich die Männchen vom Marder, Biber, Hermelin, Vielfaß, Dach, Vär, Fischotter nicht um die Jungen, während die Seeotter gute Väter sind. Spitzmäuse, Maulwürfe, Hamster, auch Freund Lampe sind feindlich gegen ihre Jungen, so daß also nicht etwa bloß Raubtiere sich als schlechte Väter erweisen. Im Gegenteil sieht man von den Herdentieren ab, bei denen die Jungen mit den Müttern weiden, wie wilden Pferden, Antilopen usw., so ist bei den Pflanzenfressern die Regel die, daß der Vater sich um die Nachkommenschaft nicht kümmert, so bei Wildstieren, Elchen, Giraffen, Rehen, Gemsen usw. Auch bei den Dickhäutern, also Elefanten, Nashörnern, Flusspferden usw., scheint nur die Mutter das Junge zu schützen. Ausnahmen scheinen bei den Wiederkäuern nur die Renntiere zu bilden.

Kalifornische Rosinen. In dem Tale von Joaquin in Südkalifornien befinden sich die größten Rosinenweingärten der Erde. Namentlich hat hier die Kultur der sogenannten samenlosen Rosinen einen großen Aufschwung angenommen. Die samenlosen Rosinen führen in den Vereinigten Staaten den Namen Thompsons Seedless, und ihre Entstehungsgeschichte ist nicht uninteressant. Man war lange selbst in Kalifornien über den Ursprung dieser Sorte im Zweifel. Jedoch stimmen Kenner heute darin überein, daß diese Sorte jene echte samenlose Rosine ist, die seiner Zeit J. P. Linnhart importierte. Linnhart und Thompson waren in dem Orte Yuba Nachbarn. Beide hatten eine gemeinsame Liebhaberei — die Nebenkultur. Während Linnhart Neben aus dem Orient, speziell aus Smyrna, importierte, widmete sich Thompson solchen Neben, die er aus den östlichen Staaten der Union einfuhrte. Beide Nachbarn wechselten in den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft sich gegenseitig ihre Nebenerträge aus. Thompson jezte dabei ohne Unterschied seine eigenen Neben zwischen die vom Nachbar erhaltenen. Unter den ersten Nebenstöcken, die in Thompsons Weingarten Früchte trugen, befand sich nun jene Sorte, welche in ganz Amerika heute als Thompsons Samenlose bekannt ist. Diese samenlose Sorte sollte schließlich dazu berufen sein, die amerikanische Nebenkultur in ganz neue Bahnen zu lenken. Während sich nämlich der großen Seen, quer durch Amerika, vom Staate New York bis nach Kalifornien, das gesamte Land mit geringen Ausnahmen für die künstliche

Kultur des echten Weinstockes eignete, mangelte es den Nebenzüchtern trotz aller Versuche an einer Sorte, die sich vornehmlich zur Rosinenkultur eignete. Thompsons Samenlose schien dazu berufen, das langgeheißelte Bedürfnis zu befriedigen. Da für den erfolgreichen Betrieb der Rosinenkultur vor allen Dingen ein trockenwarmes Klima gehört, wurde schließlich Südkalifornien das Eldorado der Rosinenzüchter. Hier, wo noch vor dreißig Jahren Einöde oder struppige Wüste war, wurde mit Hilfe künstlicher Bewässerung das wunderbarste Kulturland geschaffen, von dessen Gesamtertrag allein 57 000 Acre mit Weinstöcken, zumeist der samenlosen Sorte, bepflanzt wurden, die ganz außerordentliche Erträge lieferten. Schon im Jahre 1890 betrug der Wert der geernteten Rosinen circa 2 500 000 Dollar oder etwa 10 500 000 Mk. Seitdem hat ein solches Anwachsen der Rosinenerträge stattgefunden, daß der Konsum unter dem gegenwärtig herrschenden privatkapitalistischen Verteilungssystem der Warenproduktion nicht gleichen Stand zu halten vermochte. Im Laufe der letzten Jahre überstieg das Angebot kalifornischer Rosinen die Nachfrage in solcher Weise, daß der Preis der Rosinen im Großhandel auf das Niveau der Produktionskosten hinabsank. Die Rosinenzüchter ließen deshalb nichts unversucht, den Absatz für ihre Produkte soweit wie möglich auszudehnen. Um auf dem inneramerikanischen Markt die Nachfrage künstlich zu beleben, veröffentlichte die Organisation der kalifornischen Rosinenzüchter, die „California Raisin Growers Association“, in vielen amerikanischen Tagesblättern Miesenanzeigen, welche das Publikum auf den billigen Preis und die guten Qualitäten der kalifornischen Rosinen aufmerksam machten. Die Tageszeitungen selbst unterstützten vielfach die Bestrebungen der Rosinenzüchter durch Veröffentlichung von Spezialartikeln. So enthielt z. B. im Sommer 1904 die „New York American“ einen höchst interessant gehaltenen Aufsatz, welcher den Wert der kalifornischen Rosinen über alles pries. Der Artikel machte unter anderem den Vorschlag, daß die größten Warenhäuser (Department-Stores) New Yorks versuchsweise einen Massenverkauf kalifornischer Rosinen einführen sollten, um den Züchtern in der Verteilung ihrer Produkte zu helfen und so das Publikum mit diesen herrlichen Produkten besser bekannt zu machen. Diese Aufforderung blieb nicht ganz ohne Erfolg. Eine der größten Firmen brachte den Vorschlag tatsächlich zur Ausführung, indem sie für eine gewisse Periode in einem Teile ihrer Lokalitäten einen speziellen Verkauf kalifornischer Rosinen in Paketen von je einem Pfund Inhalt ansetzte. Das Resultat war erstaunlich. Schon am ersten Verkaufstag wurden nicht weniger als 12 000 solcher Einpfundpakete verkauft. Aber trotz eines solchen künstlich emporgetriebenen Verbrauchs, genügte auch diese Nachfrage noch lange nicht, die in der Saison 1904 aufs höchste gestiegene wirtschaftliche Kalamität der kalifornischen Rosinenzüchter zu beseitigen. Die großartigen Rosinenerträge der Saison 1904 bedrohte die privatkapitalistische, nur auf Profit berechnete Produktionsweise der Rosinenzüchter in solcher Weise, daß ohne energische Maßregeln der Bankrott der gesamten Rosinenindustrie zu erwarten war. Um diese traurigen Folgen der Rosinenüberproduktion wenigstens etwas abzumildern, vollendete die Californian Raisin Growers Association, als Vertreter der organisierten Züchter, mit der Consolidated Raisin Company of California, als Vertreter der organisierten Rosinenpacker, die zum großen Teil den Absatz regulieren, am 13. September 1904 eine Abmachung, wonach die letztere Gesellschaft den noch vorhandenen Rest der alten Erträge vom Jahre 1903 zu einem festgesetzten, unter dem Produktionsniveau stehenden Preise übernahm. Die auf solche Weise losgeschlagene Quantität betrug nicht weniger wie 18 000 Tonnen oder 360 000 Zentner Rosinen. Da das meiste dieser Miesenmenge laut Abmachung zur Herstellung von Rosinenweinen usw. verwertet werden mußte, so wurde der Rosinenmarkt für die Saison 1904—1905 auf eine festere Grundlage gestellt, die das Angebot mit der Nachfrage mehr in Einklang brachte. Trotzdem drückte die Massenente dieser einen Saison noch den Markt genug, um deshalb den Preis der Rosinen wenigstens noch über dem Produktionsniveau zu halten, wurde durch Beschluß der Züchter- und Packerorganisationen der Preis kalifornischer Rosinen für die Saison 1904—1905 auf 6½ Cent = 22 Pf. per Pfund festgesetzt. — gt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!